

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 42 (1938-1939)
Heft: 22

Artikel: Pierre Perrons Wiege
Autor: Stahl, Willi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671858>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zu bauen, um seine Tage einsam in Gebet und Arbeit zuzubringen. Ab 1760 erscheinen Eremiten auch auf der kleinen Insel. Von diesen Waldbrüdern ist in den Schwyzser Ratsprotokollen öfters die Rede. So wird zum Beispiel am 13. Mai 1786 dem Eremiten Anton Marty von Schwyz, welcher 1780 die Klause bezog, vom Schwyzser Samstagsrat bewilligt, sich von der großen Burg Schwanau auf die kleine Burg zu begeben. Später bewohnten manchmal zwei Eremiten gemeinschaftlich die Insel.

Die Burgruinen Schwanau.

Auf der Kuppe der schmalen 165 Meter langen und 33 Meter breiten Insel, die nach der Rigi hin steil abfällt und auch an der Nordseite schwer zugänglich ist, stehen die Überreste der Buraganlage. Letztere war mit Ringmauern versehen. Mächtig aus Blöcken gefügt, steht heute noch der Hauptturm da; er ist mit den Türmen von Altinghausen, Elgg, Moosberg und Pfungen verwandt. Seine Ecken zeigen den charakteristischen Kantenbeschlag. Fenster und Eingang lagen höher als der heutige Turmstumpf. Der Palas schloß sich an den Turm an; seine Südmauer ist auf eine Länge von 32 Meter erhalten. Die Ostmauer ist ebenfalls noch teilweise erhalten, und von der Nordmauer sind einzelne Überreste da.

Die Kapelle St. Josef.

Die Kapelle, die uns zuerst entgegentritt, guckt mit ihrem Türmchen ganz aus dem Grünen heraus. Die frühere Kapelle wurde von Bruder Jo-

hann Linder errichtet, wobei ihm zwei andere Eremiten von Einsiedeln: Ottmar Inniger und Hans Murer behilflich waren. Im Jahre 1684 wurde die Kapelle von Weihbischof Sigmund von Konstanz zu Ehren des hl. Josef eingeweiht. Beim Goldauer Bergsturz 1806 wurde die Einsiedelei samt Kapelle durch eine mächtige Sturzwelle zerstört. 1890 wurde sie restauriert. Das einfache Altärchen „Weihnacht“, welches bei der Katastrophe schwimmend auf dem See gefunden wurde, befindet sich in der jetzigen Kapelle. Das Glöcklein, 1777 entstanden, ist 1895 neu gegossen worden. Neben der Kapelle liegt die untere Hälfte einer Grabplatte. Man sieht darauf ein Wappen mit Kelch und ein Inschriftfragment. Es handelt sich um einen Pfarrer Johannes Schmidig, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts als Pfarrersignat und Eremit lebte.

Haus.

Das nach dem Bergsturz neu errichtete Gasthaus unterhalb des Turmes ist ein hübscher Vertreter des Bauernhaus-Typus der Urschwyz mit hohem Giebel und Klebdächern. In den beiden gemütlichen, heimeligen Wirtsstuben hat schon mancher berühmte Guest geweilt. So hat Goethe am 17. Juni 1775 die Schwanau besucht.

Die Insel Schwanau ging im Jahre 1809 in den Besitz des Generals und Landeshauptmanns Ludwig Auf der Mauer über, der sich den stolzen Titel „Ritter von Schwanau“ zulegte. Noch heute ist die Schwanau im Besitz der Familie Auf der Mauer in Schwyz.

Pierre Perrons Wiege.

Anna Perron schritt durch das väterliche Haus, Abschied zu nehmen. Es war so schwer, so dunkel in ihrem Herzen, daß sie keinen andern Weg wußte, als zu fliehen vom Orte ihrer unglücklichen Liebe, zu fliehen aus dem Hause mit all den tausend Erinnerungen an jüngstes Geschehen, an die Familie und deren Geschichte.

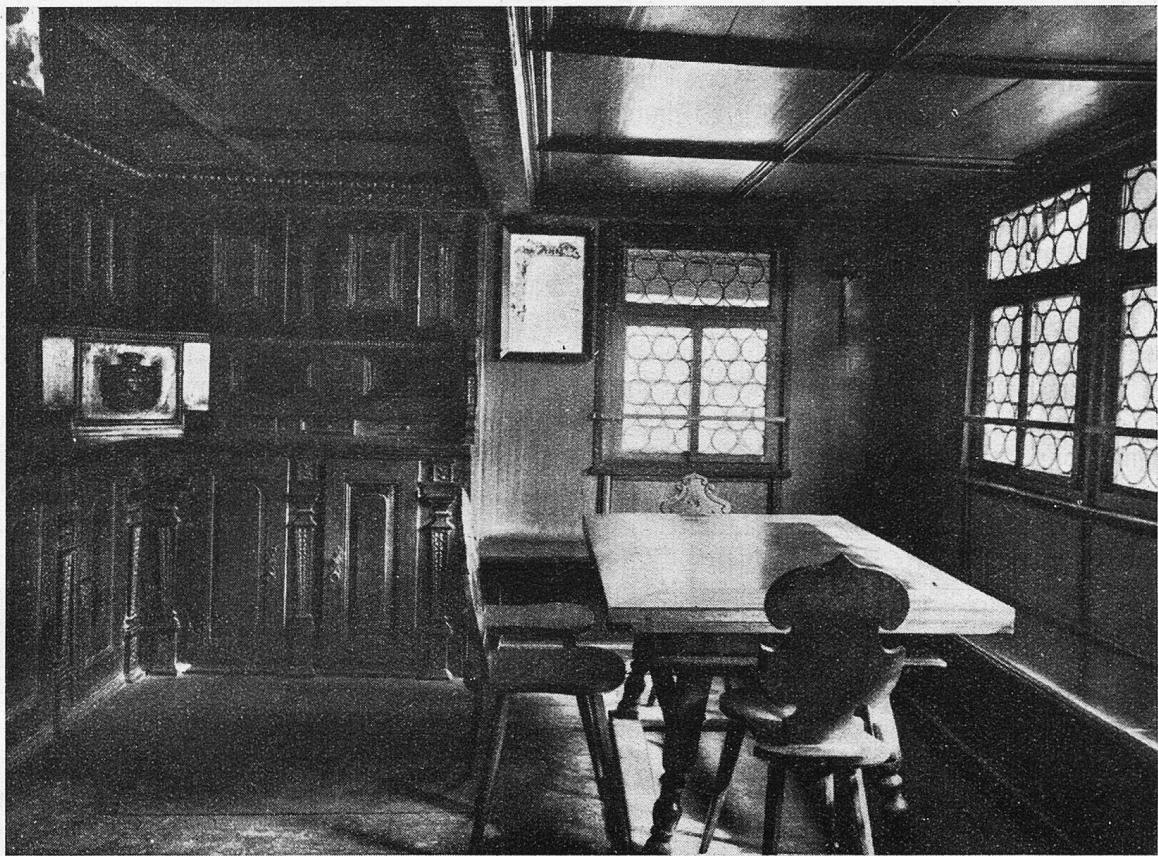
Vor einem Jahre hatte Anna einen Menschen kennen gelernt, hatte mit ihm zusammen gearbeitet und ihn lieben gelernt —, aber er war bereits verlobt, und trotzdem auch er Anna liebte, hatten beide den Mut nicht aufgebracht, ihr Glück auf einer Untreue aufzubauen.

Dann war seine Vermählungsanzeige gekommen. Der Schlag war schwerer, als Anna sich vorgestellt hatte, so schwer, daß sie im ersten Schmerze glaubte, ihn nicht zu ertragen.

Gottlob, daß Ferien waren! Wie hätte sie in solcher Stimmung vor der Klasse stehen können! Fort, fort! Aber dann war sie doch zu Hause geblieben, hatte sich eingesperrt, hatte sich vorgenommen, in die Berge zu reisen, an einen See oder zu Bekannten, Vergessen zu suchen; doch jedesmal hatte es ihr an Kraft gefehlt, den Entschluß durchzuführen. Eine finstere Macht drohte Anna Perron in den Abgrund zu reißen.

Abschied! Vielleicht für immer...

Tausend Fäden galt es zu durchschneiden. Anna schritt durch Stuben und Kammern, strich losend über alte Möbel, stand stille vor Bildern, vor allem vor dem Bilde ihres Vaters. Ja, wenn er noch da wäre, er, der ein letztesmal die Geschichte und die Tradition ihrer Familie gelebt hatte, er, mit dem Blicke durch Jahrhunderte.



Gaststube im Wirtshaus auf der Insel Schwanau.

Phot. J. Gaberell, Thalwil.

Auch er war nicht mehr. Vielleicht erschien auch deswegen das Leben so sinnlos.

Anna Perron schritt weiter und kam durch die Zimmer ihrer Geschwister, die alle seit Jahren das Elternhaus verlassen hatten. Der ältere Bruder, ja, der würde die Geschichte und den Namen der Familie in Ehren halten, der andere, jüngere, hatte Schande gebracht und war tot. Die Schwestern waren alle im Auslande verheiratet. So weit weg alle, nur sie allein mit dem alten Hause und seiner Geschichte, allein mit der Geschichte ihrer unglücklichen Liebe.

Endlich gelangte Anna zu ihrer Arbeitsecke im oberen Gange, wo zwischen den Türen zum kleinen Salon und dem Zimmer der Eltern eine mit blühenden Zinerarien gefüllte Wiege stand, ein altes Möbel mit reicher Schnitzerei, Engelsköpfen und Blumen, das auf der einen Stirnseite unter dem Familienwappen die Jahreszahl 1685 trug. Über der Wiege aber hing an der Wand das dunkle, rissige Ölbild Pierre Perrons, des während der großen Hugenottenverfolgungen in diese Stadt geflüchteten Goldschmiedes.

In dieser Ecke, am Fenster, der Wiege und dem Bilde gegenüber, setzte sich Anna an den großen

Eichentisch, den sie nach der Eltern Tod hieher hatte bringen lassen, um hier unter den Augen Pierre Perrons, ihres Ahnen, mit Hilfe Hans Werners, des Privatdozenten an der Universität der Stadt, die Geschichte der Nachkommen Pierre Perrons zu schreiben. Noch lagen haufenweise Bücher auf dem Tische, Hefte und Urkunden, die von fleißigem Studium zeugten. Anna schob sie beiseite, legte die ineinander verkrampften Hände auf den Tisch und saß in das Gesicht des Ahnen, das mit der hohen Stirne, den schmalen, knochigen Wangen, den feurigen Augen und der scharfgeschnittenen Nase, sowie dem schwarzen Knebelbarte an das Gesicht eines Predigers gemahnte. Wie oft hatte Anna so gesessen seit ihrer Vereinsamung und hatte Zwiesprache gehalten mit Pierre Perron und manch einer vertrauten Gestalt seiner Nachkommenschaft. Wie oft war eine starke Kraft von ihnen ausgegangen und hatte sie zu neuer, begeisterter Arbeit angespornt. Wie oft auch war sie, Pierre Perrons gedenkend, vor der Klasse gestanden, groß, schön, die Haare straff zurückgescheitelt, blickend die dunklen Augen, die schlanken Hände voller Gebärden, und hatte erzählt aus der Geschichte des Landes, und jeder

Schülerin Herz war ihr zugeflogen; denn was sie gegeben hatte, war nicht nur Wissen und Können, sondern in ihren Worten hatte sich stets das Leben offenbart als ein Wunder, wie wir alle es immer und überall finden können, wenn wir von Jugend an uns aufraffen, es zu sehen. Aber diesmal schien selbst Pierre Perron keine Antwort geben zu können, und die Kraft seiner Geschichte, das geheimnisvolle Leben um ihn und um die Wiege seiner Nachkommen schien erloschen.

Enttäuscht wandte Anna den Blick von des Ahnen edlem, etwas asketischem Gesicht und starre gedankenlos in die Pracht der blauen Blumen, womit nach alter Sitte, wie sie von Pierre Perron her stammte, die Wiege gefüllt war. Denn so erzählte man es sich später: Als Pierre Perron auf seiner Flucht in dieser Stadt eine Zuflucht fand und ihm seine Frau, kaum daß sie hier angelangt waren, ein gesundes Knäblein schenkte, da hatte der Goldschmied diese Wiege als erstes Stück des neuen Hausrates kaufen müssen und geboten: „Immer sei diese Wiege ein Hort reichen Blühens, und haben meine künftigen Geschlechter einmal kein Kindlein hineinzubetten, so soll sie wenigstens mit Blumen gefüllt werden.“ So hatte man es gehalten durch Jahrhunderte, bis jetzt, da außer Anna alle das Haus verlassen hatten.

Die Pracht der Zinerarien steigerte das Leid der Anna Perron. Wie oft schon, seitdem sie Hans Werner gekannt hatte, erwachte vor dieser Wiege, die wie nichts im Hause Symbol der Verbundenheit von Gegenwart mit Vergangenheit und Zukunft war, in ihrem Herzen ein Wunschen nach gleicher Verbindung mit künftigen Tagen und Geschlechtern durch ein eigenes Kindlein, ein Wesen ihres Fleisches und Blutes.

Bevor Hans Werner in ihr Leben getreten war, hatte Anna ihrem Berufe gelebt, wie man von jeher alles in ihrer Familie getan hatte: mit ganzer Seele, großer Begeisterung und, wenn's nicht anders ging, mit zähem Fleixe. Es schien, daß sie nach keinem andern Glücke verlange, als nach dem Glücke der Arbeit. Ihre Liebe aber hatte in ihr Wünsche geweckt, Wünsche, die vor allem vor dieser alten Wiege sich oft verdichteten zu einer lieblichen Vision, die Anna gelegentlich mitten in der Arbeit an der Geschichte Pierre Perrons überfallen hatte, und der sie sich hingab mit trunkener Sehnsucht, woraus die Liebe zu Hans Werner reiche Nahrung zog. Es war die Vision ihres Kindes. Wenn sie oft gesessen hatte wie heute, Zwiesprache haltend mit Pierre Per-

ron, dann war es oft wie ein Traum vor ihr erstanden, daß die Blumen in der Wiege sich gewandelt hatten in Kissen und Decken, woraus ein Kindlein, ihr Kindlein, ihr entgegen gelächelt hatte. Der Verzicht auf den Geliebten erhielt eine besondere Schärfe und Schwere, weil es zugleich ein bewußter Verzicht war auf die Erfüllung dieses Traumes. Gerade in Annas Falle war dieser Verzicht von besonderer Tragik; denn Anna war einer der Menschen, die entweder durch harte Schicksalsschläge oder, wie in der Familie Perron, durch lebendige Familientradition und durch Erziehung zu Bescheidenheit und Ehrfurcht im Gedenken einer langen Reihe tüchtiger Vorfahren zu größerer seelischer und geistiger Reife und tieferer Lebensbewußtheit gelangen. Solche Menschen aber sehen den Wert des Lebens nicht nur im Genießen, sondern auch im Weitergeben aller Werte an künftige Generationen. Der Wunsch des Weitergebens aber hatte sich bei Anna durch das Verhältnis zu Hans Werner gewandelt in den Wunsch nach ihrem Kinde. Die Unerfüllbarkeit dieses Wunsches aber schuf gerade wegen seiner Bewußtheit das Gefühl des Endes, der Leere, der Dunkelheit und des Abgrundes, besonders in diesem Augenblicke, da Anna mit einem nur auf das Ich verengten Blick versuchte, in künftige Tage zu sehen. Deshalb hob sie in völliger Verzweiflung die Hände gegen Pierre Perron und rief:

„Pierre Perron, soll ich verderben, wie mein Bruder verdarb?“

Bruder! Dies Wort, laut in die Stille des Hauses gerufen, echte in den Fensterwölbungen des Ganges, und es war, als hätte auch Pierre Perron gesprochen, der gestreng blickende Herr im dunklen Kleide mit der weißen Halskrause und den Spitzmanschetten. Bruder, Bruder! Der Klang des Echoes war milder, weicher als Annas Schrei und weckte mit eins liebliche Erinnerungen an den misratenen Bruder, den allezeit zu Scherz und Spiel aufgelegten Burschen. Nach vielen, stets unvollendeten Studien war er, teils den Mahnungen und Vorwürfen der Eltern zu entfliehen, teils seine Abenteuerlust zu befriedigen, nach Afrika durchgebrannt, hatte sich erst als Arbeiter auf einer Plantage, dann als Goldsucher durchs Leben geschlagen und war dann in jungen Jahren schon einer Tropenkrankheit zum Opfer gefallen. Sein früher Tod war die Ursache ungezählter Selbstvorwürfe, zermürbender Selbstanklagen, in die der Eltern Strenge nach seinem Untergange



Der Bergführer.

Nach einem Gemälde von Ernst Hodel, Luzern.

sich gewandelt hatte, und war dadurch nicht zuletzt eine der Ursachen ihres eigenen, frühen Erlöschens.

Bruder! Der Schwester Ruf ließ den Toten, die Schande der Familie, auferstehen aus der Grabesruhe dort im fernen Süden, dort in der Stille des Urwaldes, dort, wo irgendwo ein mächtiger Strom ein geheimnisvolles, lockendes Rauschen durch die Unendlichkeit unerforschter, dunkler Wälder und Dicke trägt. Wie er neben die Schwester trat, flehte sie:

„Du, Bruder, gib mir etwas von deinem geheimerischen, planlosen Leben! Schenke mir etwas von deinem Wesen, dem von uns Geschwistern so verachteten und bekrittelten, trunkenen Suchen

und Flattern eines Falters — oder schenke mir von deiner Grabesruh ...“

Wie ein Erschrecken flog es durch Annas Seele, und sie hob den Blick erneut zu Pierre Perron und klagte:

„Pierre Perron, nein, sterben möchte ich nicht! Wie wundervoll kann das Leben sein. Ich weiß es wohl, daß nur ein großer, großer Schmerz meine Augen beschattet; aber du, entsetzlich wäre es, wenn dieses Dunkel nicht mehr von mir wiche, wenn das Bild Hans Werners immer vor mir schwebte, und ich nichts anderes mehr sehen könnte als ihn. Pierre Perron, laß mich nicht verderben, wie mein Bruder verdarb!“

Und wieder echote das laut geschrieene Wort,

und wieder schien es, als spreche auch Pierre Perron es voller Güte und Milde: „Bruder, Bruder!“

Ein neues Bild tauchte vor Annas verzweifelter Seele auf, das Bild ihrer ehemaligen Schülerin Elsbeth Berger, die nicht die klügste gewesen war unter ihren Schülerinnen, wohl aber eine der liebsten; einmal, weil ihr frohes, sprudelndes Wesen an den unglücklichen Bruder erinnerte, dessen lustiges Leben Anna im Innersten trotz aller Vorwürfe geliebt hatte als die Ergänzung ihres vielleicht zu arbeitsbeflissenen Lebens, und zum andern, weil die Elsbeth Berger schuld daran war, daß für Anna Perron die Geschichte ihres Ahnen mitsamt seinem Wahlspruch: Treu gegen sich, die Menschen und Gott! sich auf ihr Schulamt übertragen hatte. Dessen erinnerte sich jetzt Anna, und sie fuhr in ihrem Gespräch mit Pierre Perron fort:

„Pierre Perron, mein Bruder ist bei den Toten; ich aber will leben. So schenke mir etwas vom Wesen der Elsbeth Berger. Erinnere dich, wie sie einst als Mädchen vor Jahren mich besuchte. Ich war da drinnen im Salon und wurde herausgeklopft. Sieh, da stand Elsbeth vor deinem Bilde hier vor der Wiege und rief, mich gewährend: „Fräulein Perron, wie stark Sie diesem vornehmen Herrn gleichen!“ Das hatte ich schon gewußt, Pierre Perron, und es war immer mein heimlicher Stolz gewesen; aber der Ausruf des Mädchens freute mich doch, und ich erzählte ihm deine Geschichte. Von jenem Tage an hieß ich bei meinen Schülern „Pierre“. Und oft, wenn ich in der Schule diesen Namen flüstern hörte, klang mir daraus entgegen: Treu gegen sich, gegen die Menschen und Gott! Es war ein herrliches Arbeiten so. Ja, Pierre Perron, damals, als ich noch nichts wußte von Hans Werner, nichts vom Wunder der Liebe, nichts vom Traume meines Kindes, damals war das Leben leicht und schön!

Aber Elsbeth Berger hab ich auch verloren...

Vor einem Jahre etwa, Pierre Perron, wie kam sie da voller Jubel und sagte: „Fräulein Perron, heute möchte ich Ihnen „Pierre“ sagen, wie wir es unter uns Schülern getan haben, als ich noch zu Ihnen zur Schule ging. Pierre, ich liebe! Meinen Eltern darf ich es nicht sagen, meinen Geschwistern kann ich es auch nicht anvertrauen, sie würden alle auf meine achtzehn Jahre zeigen und lachen und schelten. Aber Sie, Pierre, müssen mich verstehen, mein Jubeln, mein Glück. Pierre, ich liebe!“

Pierre Perron, gewiß trägst du den wundervollen Klang jener Worte noch im Ohr. Aber was wußte ich damals von Liebe? Natürlich liebte ich meine Geschwister, meine Eltern, Verwandten und Schüler, und doch, ich weiß erst seit Hans Werner, was Liebe ist, vor allem seit jenem Abend, da er wie schon oft vorher, Bücher brachte, sich an diesen Tisch setzte und plauderte. Da bat er mich plötzlich, ihm wieder einmal die Geschichte der Wiege zu erzählen. Ich tat es. Als ich geendet hatte, saßen wir schweigend. Dies waren die Minuten, da wir plötzlich alles wußten, was wir seit Wochen zu erfahren wünschten, Minuten, in denen wir alle Seligkeiten durchkosteten, indem wir fühlten: Hier ist der Mensch, der alles erfüllt, was in mir nach Erfüllung drängt, der Mensch, der meiner ebenso sehr bedarf zu seiner Vollendung. Raum fühlte ich es, wie Hans Werner meine Hand erfaßte, so nahe wußte ich mich ihm in meiner Seele, und kaum hörte ich es, daß er sprach: „Wie stark Sie Ihrem Ahnen gleichen! Und können Sie verstehen, daß man solche Menschen lieben muß?“

Ja, Pierre Perron, hätte ich ihn nicht vorher schon mit jeder Faser meines Wesens geliebt, um dieses Wortes willen wäre ich ihm gefolgt, wohin er gewollt hätte, durch Schmach und Not, wenn nicht ein anderer Mensch zwischen uns gestanden wäre. Pierre Perron, Gott gab uns ein großes Glück zu kosten, entriß es uns aber sofort wieder. Es fällt so schwer, Pierre Perron, sich selber, den Menschen und Gott treu zu bleiben!

Ach, hätte ich diese Liebe erfahren, bevor Elsbeth Berger ihre Freude bringen wollte und ich nichts für sie hatte als nüchterne Warnungen: Paß auf! Kennst du ihn gut? Was ist er? Was tut er? — Ach, Elsbeth, du warst traurig und gingst, aber aus deinen Augen blitzte ein Trost: Also nicht einmal sie, nicht einmal Pierre, die uns so begeistert von der Schönheit des Lebens erzählt hat, nicht einmal sie versteht meine Freude! Ich weiß, was du dachtest: Jetzt erst recht! Nur ich allein verstehe meine Freude, und ich will sie durchkosten bis auf den Grund...

So gingst du weg von mir, Elsbeth Berger, und wenn ich dich später auftauchen wollte, flohst du mich, und später hab ich deiner so selten mehr gedacht, damals, als es nur noch eines gab: Hans Werner!“

Da legte Anna den Kopf auf die Arme und weinte. Als sie wieder aufschauten, starnte sie lange vor sich hin in die Pracht der blühenden Zinnerarien. Plötzlich geschah eine Verwandlung,

deren Schönheit die schmerzerfüllten Erinnerungen überstrahlte.

Das Blau der Blumen begann zu verschwimmen, während ein mächtiges Strömen die Trauernde zu durchdringen schien, etwas so urmächtig Großes und Schönes, daß Anna in plötzlicher Müdigkeit der unbekannten Bewegung sich überließ, während sie das Gefühl hatte, in etwas Weichem, aber strahlend Helle zu fallen und wieder gehoben zu werden. Alles schien um sie fern und ferner. Das Blau der Blumen zerfloss und quoll, dehnte sich aus und zog sich wieder zusammen. Ein Brausen umgab sie. Eine lachende Freude und ein Gefühl großer Geborgenheit erfüllte ihr ganzes Wesen. Das wogende Blau wandelte sich in Kissen und Decken, woraus ihr wieder ein Kindlein entgegenlachte, und Pierre Perron, der bisher jahrhundertelang oben an der Wand auf seine Nachkommen herabgeschaut hatte, beugte sich hernieder, hob das strampelnde Wesen aus dem Bettlein und reichte es Anna. Als diese es in den Armen hielt, erkannte sie plötzlich, daß das Kindlein der Elsbeth Berger gleiche. In diesem Augenblicke aber erlosch das Gesicht. Und Pierre Perron stand wie ehedem steif und voller Würde.

Anna Perron aber sprang auf. Alle Müdigkeit, alle Hemmungen der letzten Tage und Wochen waren von ihr abgefallen. Sie begriff noch nicht, was geschehen war, aber sie sagte laut und unbeschwert:

„Elsbeth Berger, ich komme.“

*

Im Konfektionshaus Kober brach eine Welle der Entrüstung los, als Anna Perron nach der Verkäuferin Berger fragte.

„Die — so eine — seit gestern Mutter eines Unehelichen!“ Aber gleich fuhr Frau Kober bestmöglich fort: „Und doch, wenn man sich vorstellt, was solch ein Mädchen aussieht in all ihrer Enttäuschung und Aufregung. Und ihre Eltern sol-

len so herzlos gewesen sein —. Ja, es scheint recht schlimm zu stehen mit Elsbeth Berger. Schade! Wir hatten sie so gern.“

*

Die kleine, lustige Elsbeth Berger!

Als Anna Perron in das Zimmer trat, flog ein Leuchten über ihr Gesicht. Als wäre es ihre Rettung, griff sie nach Annas Hand und sagte strahlend: „Pierre heißt es!“

Obgleich Anna von der Schwester erfahren hatte, daß sie an ein Sterbebett trete, leuchtete in ihr wieder etwas von der Freude auf, die sie eben vor Pierre Perrons Bild hatte empfinden dürfen. Also selbst im Augenblicke ihrer tiefsten Erniedrigung, verstoßen und verlassen, in Qual und Not hatte Elsbeth ihres „Pierres“ gedacht. Da ward sie tief beschämmt ob solch einer Liebe und solch einem Glauben. Sie sagte: „Elsbeth, verzeihe mir!“

Ein Lächeln huschte über die bleichen Lippen der Sterbenden, dann stammelte sie:

„Hans Werner! Ich weiß davon... Pierre, doch zweimal wollte ich zu dir. Einmal, als ich so allein war; aber als ich vor dein Haus kam, hörte ich Hans Werners Stimme. Da wollte ich deine Freude nicht stören. Und letzte Woche wieder. Ach, Pierre, es war so schwer; aber ich wußte, daß auch du — daß auch du littest. Aber du öffnestest nicht...“

Dann legte der Tod seine Krallen auf das junge Leben und entriß nach schwerem, röchelndem Ringen dem kleinen Pierre die Mutter.

Wenige Tage nachher durfte Pierre Perron es nochmals erfahren, daß die Wiege in die Stube geholt wurde. Wenn er dann hörte, wie drinnen Anna Perron mit dem Sohne der Elsbeth Berger scherzte, ihn koste und in den Schlaf sang, glitt auch über sein Gesicht ein Lächeln, und der neuen Fröhlichkeit lauschend, vergaß er sogar, daß für diesmal die Geschichte seiner Nachkommen ungeschrieben blieb.

Willi Stahl.

Nur ein Gaul.

Von A. Heule.

Es war im Herbst 1870. Französische Agenten zogen von Dorf zu Dorf unseres Landes, um für die im Entstehen begriffene französische Ostarmee Pferdematerial anzukaufen. Ein solcher Pferdehändler verirrte sich auch in den Stall meines seligen Großvaters, woselbst „Lisi“, eine selbst aufgezogene, kräftige Stute stand. Seines lammfrommen Wesens wegen genoß das kaum fünf Jahre alte, stattliche Roß die Zuneigung aller

Hausgenossen. Als besondern Schmuck trug Lisi auf der Stirne einen weißen, vierstrahligen Stern von so auffallender Regelmäßigkeit, daß es schien, als hätte ihn ein gewandter Maler dorthin gezaubert.

Dem Franzosen stach, wie man zu sagen pflegt, das Roß in die Augen; allein der Großvater erklärte von vornherein, daß das Pferd nicht verkäuflich sei. Als der Welsche aber seinen gold-